Der unverstandene Mann

Eine kleine Geschichte von C. v. Dornau.

Mein Mann wird von mir nicht verstanden.

Er hat es selbst gesagt und er muß es wissen. Er hat die traurige Tatsache schon öfters festgestellt — das letzte Mal vorhin, heute nachmittag, um 5 Uhr 36 Minuten. Da packten wir zusammen zwei Körbe Aepfel aus, die der gute Onkel Ferdinand geschickt hatte. Natürlich mußte erst die Obsthürde aufgestellt werden, im Fremdenzimmer, weil sonst kein verfügbarer Raum da ist. Die Minna holte die Hürde vom Boden, ich wollte unterdes das Sacktuch von den Körben abtrennen, und mein Mann kam dazu und bot sich zur Hilfe an — was natürlich dankbar von mir angenommen wurde. Er zog also zunächst den Rock aus und mußte sich sehr ärgern, weil die Kleiderständer im Gastzimmer mit Schneidereigegenständen behängt und kein Haken für seinen Rock frei war. Ich nahm ihm den Rock ab, trug ihn ins Schlafzimmer und brachte ihm dafür seine Hausjoppe. Die zog er an, entdeckte aber zu gleicher Zeit, daß er das Taschentuch im Rock stekken gelassen. Ich holte das Taschentuch. Darauf stellte er fest, daß er ohne Brille unmöglich die verknipperten Bindfäden aufbekam. Ich holte seine Brille von seinem Schreibtisch, er setzte sie auf und ersuchte mich dringend, nun aber endlich anzufangen, was ich auch tun wollte, nachdem ich ihm auf seinen Wunsch einen Stuhl dicht neben den aufzutrennenden Korb gestellt, damit er sich hinsetzen und nicht so tief zu bücken brauchte. Unglücklicherweise konnte ich aber nicht gleich anfangen, da ich das Küchenmesser zum Auftrennen versehentlich auf den Stuhl gelegt und mein Mann sich darauf gesetzt hat. Ich entdeckte die Tatsache nach einigem Suchen, und mein Mann lachte seine unpraktische Alte weidlich aus. Dann hielt er mir einen netten, kleinen Vortrag, wie man am besten zugenähte Obstkörbe öffnet, und dann kam die Minna mit der Hürde und schien sich zu wundern, daß noch kein Korb offen war. Als sie ihren Herrn dabei sitzen sah, wunderte sie sich freilich anscheinend weniger — Minna ist schon mehrere Jahre in unserem Hause.

Wir stellten dann zu dreien die Obsthürde auf, wobei mein Mann alle vier Ecken des Zimmers nach einander ausprobierte und wieder verwarf. — Die betreffenden Möbel rückten wir auch immer zu dreien hin und her. Schließlich kam die Hürde doch auf den Platz, den die Minna und ich von Anfang an dafür ausgesucht hatten. Es war nämlich der einzig mögliche. Mein Mann freute sich innig, daß wir das auch endlich einsahen. Ich trennte nun auf, Minna räumte die Holzwolle weg, und mein Mann holte jeden Apfel einzeln hervor, trug ihn ans Fenster, besah ihn von allen Seiten und behauptete dann: in einem ordentlichen Haushalte müßte das Dauerobst genau nach Art, Größe und Beschaffenheit geordnet sein. Er verfügte also, daß dies auch hier geschah. Zu diesem Zwecke hieß er uns die Aepfel zunächst sämtlich auspacken und übersichtlich hinlegen. Wohin er gerade ging, — nur die Hürde mußte natürlich freibleiben. Unsere Gaststube ist nicht groß. Nach einer Viertelstunde lag jeder leidlich geeignete Gegenstand in ihr: das Bett, der Waschtisch, die beiden Stühle, das Fensterbrett — voll Aepfel. Einzig die Hürde blieb leer. Auf dem Fußboden befanden sich zwei leere Körbe, drei Menschen und viel Holzwolle. Es war so voll, daß im buchstäblichen Sinne des Wortes kein Apfel hätte zur Erde fallen können. Trotzdem gelang mir das Kunststück, als ich einen mit dem Ellenbogen herunterstieß. Er rollte unter das Bette, und Minna kroch auf meines Mannes Geheiß hinterher, um ihn sofort hervorzuholen, und warf dabei den einen Stuhl mitsamt allen seinen Aepfeln um. Natürlich wurde mein Mann sehr ärgerlich und murmelte etwas von „ungeschickten Frauenzimmer", was Minna unglücklicherweise gehört hat. Minna ist eine Perle, aber sie fühlt sich leicht beleidigt. Sie verzog sich augenblicklich wortlos in ihre Küche, und mein Mann besah zornig mit hochgeschobener Brille das weiße Durcheinander, das noch vor einer halben Stunde mein zierlich geordnetes Gaststübchen war.

„Hannibal auf den Trümmern von Karthago!" bemerkte ich scherzend, um die Stimmung zu retten.

Worauf mein Mann ärgerlich erklärte, er besäße nicht die geringste Aehnlichkeit mit Hannibal (das stimmt vermutlich!), — es sei nicht seine Schuld, wenn in unserm Haushalt nicht genügende Ordnung und Uebersicht herrsche —, er habe es gut gemeint mit seiner Hilfe — schließlich wisse er ja leider schon seit langem, daß ich ihn überhaupt nicht verstünde!

Nach dieser letzteren Aeußerung verließ er den Schauplatz als unbestrittener Sieger, wechselte im Schlafzimmer seinen Anzug, lehnte meine Hilfe beim Mantelanziehen mit eisiger Höflichkeit ab und ging davon. Zum Abendschoppen natürlich. Der Abendschoppen ist der Schmollwinkel des unverstandenen Mannes.

Ich überlegte blitzschnell, daß er kein Taschentuch hatte — seins hatte er doch selbstredend in der Joppe stecken lassen. Ich holte ein frisches, lief zur gekränkten Minna, söhnte sie durch ein paar freundliche Worte aus und schickte sie mit dem Tuche ihm nach. Sie holte ihn auch glücklich noch unten an der Haustüre ein und kam mit aufgehelltem Gesicht zurück.

„So! Nun gibt's ja Gottlob Luft!" äußerte sie mit einer Anzüglichkeit, die ich aus taktischen Gründen überhörte. Wir machten uns mit aufgefrischtem Mute ans Werk, und binnen einer knappen halben Stunde lagen die Aepfel wohlgeordnet auf der Hürde, Körbe und Packzeug waren verschwunden, und die Stube glänzte in gewohnter Sauberkeit.

Minna kehrte zufriedengestellt in ihre Küche zurück. Ich ging ins Wohnzimmer hinüber, schaltete die Lampe über dem runden Tisch ein, zog die Vorhänge zu und setzte mich mit dem Flickkorb zurecht. Aber die Hände sanken mir halb in den Schoß, und ich selbst versank in eine tiefgründige Grübelei — — —

Wie ich bereits ganz im Anfange sagte: mein Mann hat mir öfters schon erklärt, daß ich ihn nicht verstünde. Das aller-allererste Mal geschah das an unserem Verlobungsabend. Wir saßen bei Präsident Fischers, auf einem Ball, in einer lauschigen Ecke in einer Art Wintergarten und hatten wohl eine Minute lang beklommen geschwiegen. Da mit einem Male legte er los, wie aus der Pistole geschossen, wollte loslegen vielmehr, und ich wußte: jetzt kommt es — jetzt sagt er's mir! — Obgleich ich also durchaus nicht unvorbereitet, packte mich plötzlich eine namenlose Angst, eine herzbeklemmende Schüchternheit. Ich griff aufs Geratewohl nach meinem Bowlenglase, das bis dahin vergessen neben dem seinen auf einem Seitentischchen gestanden, klingte halb bewußtlos mit meinem Glase an seins und preßte ein qualvolles „Prost!" hervor. Er stockte, stutzte, erschrak, sah mich, bar aller Fassung, an —: „Prost!" stieß er ebenso qualdurchdrängt heraus; sein Glas nahm er freilich nicht. Statt dessen senkte er Blick und Stimme mit dem schmerzreichen und doch milden Ausdruck eines schuldlos leidenden Märtyrers —: „Oh! mein gnädiges Fräulein! Sie haben mich — eben nicht verstanden —!" stammelte er. — —

Damals hab' ich meine Schüchternheit grad' noch hinreichend überwunden, um ihm tränenden Auges begreiflich zu machen, daß ich ihn sehr wohl verstand——daß ich ihn schon längere Zeit hoffend und harrend verstanden hatte. Fünf Minuten später haben wir uns dann in Fischers Wintergarten — eigentlich war's die mit Blattpflanzen für diesen Abend voll gestellte Badestube — in schönster Seelenharmonie verlobt.

Den Vorwurf des von mir nicht Verstandenseins hat mein Mann freilich mit in unsere Ehe übernommen, wenn auch die sanft duldende Märtyrermiene im Laufe der Zeit mehr und mehr abgebröckelt ist. Er kehrt regelmäßig wieder, sobald meine Meinung und Ansicht nicht ganz die seine ist — manchmal auch, wenn er nur ahnt oder für möglich hält, daß dies der Fall sein könnte.

Im ersten Jahre habe ich bei solchen Gelegenheiten geweint. Im zweiten Jahre habe ich geschmollt. Vom dritten Jahre an habe ich gelacht. Der dritte Ausweg lag mir am besten und erprobte sich als das beste, und so habe ich ihn dann lange, lange, glückliche Jahre hindurch festgehalten. Aber heute nachmittag kommen mir allerlei wunderliche, ungerufene Gedanken dazwischen.

Ist das Unverstandensein eine persönliche Eigenart meines Mannes? Ich entsinne mich, daß Großpapa am Goldenen-Hochzeitsmorgen verdrießlich erklärte, Großmama habe ihn „mal wieder völlig mißverstanden". Aber da beide liebe, alten Herrschaften stocktaub waren, besonders neben Großmamas Lehnstuhl getrost eine kleine Haubitze abgefeuert werden konnte, ohne daß sie sie hörte — mochte dies Mißverstehen rein körperlicher Herkunft sein.

Und unser Fritz? Der erklärte mir feierlich schon im dritten Lebensjahre — als ich ihm durchaus kein viertes Stück Kuchen gab und seinen mehr oder minder zarten Winken — betteln durfte er nicht —unter urplötzlichem, jammervollen Losheulen: „Mutti! Mutti! Du verstehst mir nicht —" Aber Fritz mochte eine Redensart seines Vaters aufgeschnappt — oder eine Charaktereigentümlichkeit von ihm geerbt haben. —

Gibt es noch mehr — gibt es noch viele unverstandene Männer in der Welt?

Ich habe über die Frage gründlich nachgedacht — heute nachmittag von 6 bis 7 Uhr beim Flickkorbe in der Sofaecke. Und ich bin zu dem Ergebnis gelangt, daß die Männer — diese schlichten, einfachen, gradlinigen Geschöpfe — im allgemeinen außerordentlich leicht zu verstehen sind. Trotzdem gibt es für jeden von ihnen mindestens einen einzigen Menschen in der Welt, der ihn totsicher nicht versteht. Und das ist immer seine eigene Frau. Kein Mann wird von seiner eigenen Frau verstanden. Ich frage jede Frau auf Ehre und Gewissen, ob ihr Mann das nicht schon einmal behauptet hat. Vermutlich laufen also genau so viel unverstandene Männer in der Welt umher, wie solche mit dem Ehering.

Der Gedanke hat etwas ungemein Beruhigendes für mich. Mein armer Alter steht nicht allein in dieser gefühlsarmen Welt. Er besitzt Schicksalsgenossen — viele Schicksalsgenossen —, welch ein Trost, wenn er ihn nur haben will! Ich stopfe also zufriedenen Gemütes, bis es 8 Uhr schlägt. Dann unternehme ich eine Forschungsreise in die Küche, beaufsichtige das Tischdecken, hole die Filzstiefel meines unverstandenen Mannes und stelle sie in der Wohnstube am Ofen warm. Und dabei verfolgen meine Gedanken ihn auf seinem Heimwege und versuchen sich ganz genau vorzustellen, was er selber dabei denkt. — —

Zunächst rechnet er nach, ob ihm der Kellner auch richtig herausgegeben. Dann denkt er ans Bier, das ihm heute aus irgendeinem Grunde nicht ganz so geschmeckt hat — an die Unterhaltung am Stammtisch, die seine Aufmerksamkeit heute nicht ganz so ausschließlich gefesselt hat. Er ist überhaupt etwas verdrießlich. Diese elende Straßenbeleuchtung, diese Pfützen, dies abscheuliche, naßkalte Wetter — es kommt ihm zum Bewußtsein, daß er kalte Füße hat, daß kalte Füße eine große Unannehmlichkeit sind. Und mit einem Male vollführen seine Gedanken einen Sprung und landen bei mir.

Die Alte wird doch seine Hausstiefel warm gestellt haben? Natürlich hat die Alte das getan! Das versäumt sie nie, wenn sie auch sonst einmal ein bischen flüchtig und unüberlegt — — Donnerwetter! Da wäre er beinahe der Länge nach hingeschliddert! Es ist eine Sünde und Schande mit dieser sogenannten Straßenreinigung! Die Polizei sollte da erheblich strenger einschreiten! Es macht wirklich kein Vergnügen mehr, zum Abendschoppen zu gehen! Das Vergnügen war heute überhaupt recht mäßig. Dieser brave Müller wird alle Tage langweiliger. Nun freilich — so ein armer, alter, steifledener Junggeselle — hilflos, völlig hilflos! Lächerlich geradezu, diese langstielig erzählte Zankgeschichte der Aufwärterin! Die hätte nur anderen Leuten so komme sollen! Aber freilich — so eine Angestellte kann man nie derartig erziehen, wie seine eigene Frau. Da fehlt die Bildung, da fehlt die Einsicht, da fehlt der gute Wille — — Unendlich guten Willen hat sie, meine gute Alte! Was kann sie schließlich dafür, daß der gute Wille bei ihrem überaus lebhaften Temperament nicht immer ausreicht? Da bin dann ja schließlich ich dazu da, um alles wieder ins Lot zu bringen! Und wenn sie mich oft nicht völlig versteht, das liebe Dummchen — — ach nein, dumm ist sie eigentlich nicht. Sie faßt sogar manchmal überraschend flink. Es liegt vielleicht auch ein ganz wenig an mir — ein Mann ist wohl nicht immer ganz leicht zu verstehen von einer Frau —

— Im Gefühl seiner Undurchdringlichkeit hat mein Mann unsere Haustür erreicht. Während er die Treppe emporsteigt, überlegt er, wie schade es doch sei, daß die Geschäfte jetzt so früh schließen. Er hätte mir heute gern einen Blumentopf mitgebracht — oder eine Wurst — als Zeichen, daß er mir nicht mehr böse ist, daß er mir wirklich völlig verziehen hat. Und als er schellt, ist er mit einem neuen Gedankensprunge von der Wurst aus bei der Frage gelandet, was es wohl heute abend geben mag. Am Ende Krautwickel? Auf die hat er schon seit mehreren Tagen einen stillen Appetit verspürt — — —

Ich hab' ihn schon vom Korridor die Treppe heraufkommen hören, werfe erst noch rasch einen Blick in den Spiegel — ich sehe mich immer erst noch mal rasch in den Spiegel, ehe ich meinem Manne entgegengehe, obgleich wir schon vierundzwanzig Jahre verheiratet sind — zupfe an Haar und Kragen, rücke die Schleife gerade und gehe selbst öffnen. Er schiebt sich langsam herein, nestelt an seinem triefenden Schirm, ist ein bischen verlegen — Ich bin gar nicht verlegen. Ich nehme ihm den Schirm ab, spanne den zum Trocknen wieder auf, darf den Mantel abziehen, plaudere höchst unbefangen, vom Wetter natürlich, rate meinem Manne, schleunigst noch vorm Abendessen das Schuhzeug zu wechseln. Er hob schnuppernd den Kopf:

„Das riecht ja — das riecht ja — beinahe wie Krautwickel —!" murmelt er zwischen Hoffen und Bangen.

„Es gibt auch welche!" sage ich und füge schüchtern abbittend hinzu: „Ich muß die Küchentüre offen gelassen haben, daß man es hier vorn schon riecht —."

Er verzeiht mir auch das. Er streichelt mir gönnerhaft die Backen und erkundigt sich in liebenswürdigem Tone, ob ich nun glücklich mit meinen Aepfeln zustande gekommen sei. Meine bejahende Antwort macht ihm sichtlich Freude.

„Na, siehst du, Kind!" sagt er liebevoll herablassend „Da hast du's also schließlich doch zustande gebracht. Ja, wenn du mich gleich richtig verstanden hättest, meine arme Maus, wär's dir nicht so schwer geworden!"

Späne.

In Geschmacksfragen entscheidet die Minorität.

Wir können nichts Böses tun, ohne wiederum Böses zu erleiden.

Wir hassen nichts zu sehr, wie unsere eigenen Fehler — bei anderen.

Die Jugend denkt zuviel über sich selbst nach und das zu wenig, was es tut.

Die menschliche Seele ist der größte kosmische Versuch mit untauglichen Mitteln.

Wir dienen uns wohl selbst am besten, wenn wir anderen stets zu dienen bereit sind.

Wie reich wären wir, wenn wir uns an fremdem Glück wie an eigenem freuen könnten!

Erfolg hängt nicht vom Glücke ab, sondern von dem Entschluß, ihn durch schwere Arbeit zu erringen.

Ich warte nicht, denn schnell eilt das Leben dahin; ich eile hinaus und wage es, ehe ich nicht mehr bin.

Höflichkeit ist eine Kunst, andere Leute nicht merken zu lassen, wie man wirklich von ihnen denkt.

Wer Sonnenschein ins Leben seiner Mitmenschen bringt, kann ihn auch nicht aus seiem eigenen Dasein halten.

Der Philosoph soll derjenige sein, der sagt, was alle wissen; manchmal aber ist er der, der weiß, was alle nur sagen.

Der Dichter zwingt uns zum Sehen. Darum wird er mit Recht von allen denen gehaßt, die die Wahrheit fürchten.

Wir selbst können keinen Sonnenschein hervorbringen, aber wir können das entfernen, was auf unsern Leben dunklen Schatten wirft.

Unsere Prinzipien dauern gerade so lange, bis sie mit unseren Leidenschaften oder Eitelkeiten in Konflikt kommen, und ziehen dann jedesmal den Kürzeren.

Nie denke ich beim Glück anderer, auch mir könnte das geschehen. Aber bei jedem Unglück, von dem ich höre, erzittert mein Herz: auch das kommt noch über mich!

Die Musik und die Liebe sind die einzigen Leistungen der Menschheit, die man nicht im absoluten Sinne als Versuche mit untauglichen Mitteln bezeichnen müßte.

Das in sich inadäquate, verirrte, rastlose Wesen ist der Mensch; als Vernunftswesen hat er zu viel Natur, als Naturwesen zu viel Vernunft — was soll da herauskommen?

Wir glauben eigentlich erst dann die Dinge zu verstehen, wenn wir sie auf dasjenige zurückgeführt haben, was wir nicht verstehen und nicht verstehen können — auf die Kausalität, auf Axiome, auf Gott, auf den Charakter.

Die Möglichkeiten des Menschen sind unbegrenzt, aber auch was dem zu widersprechen scheint, seine Unmöglichkeiten. Zwischen diesen beiden, dem Unendlichen, was er kann und dem Unendlichen, was er nicht kann, liegt seine Heimat.

Die tiefste Erschütterung ist das gefühlsmäßige Bewußtwerden der Schätze, die in uns wie in einem verschlossenen Gefäß ruhen, zu denen wir nicht den Schlüssel oder die Kraft des Erschließens haben, und die wir so mit ins Grab nehmen.

Vielleicht das fluchwürdige Symptom des Lebens sind die Dinge — Verhaltungsweisen, Freuden, Glauben — mit denen die Menschen sich das Leben erträglich machen. Nichts zeigt so sehr die Tiefe des menschlichen Niveaus, als wozu der Mensch greift, um das Leben aushalten zu können.

Grand Island

Grand Island, Nebr., 4. April. —Kaum ist der Sturmschaden vom 28. März einigermaßen in Ordnung gebracht, so richtete der gestrige heftige Schneesturm wieder bedeutenden Schaden an. Telephon- und Telegraphenleitungen wurden stark beschädigt. Der Verkehr gestern war vollständig gehemmt. Schneemassen zwei bis drei Fuß hoch, hatten sich in den Straßen aufgehäuft.

Zum Sonntagsschluß der Wandelbilderhallen! Also auf das eingewanderte Element haben es einige der fanatischen Pfaffen hier abgesehen. Die sogenannte Ministerial-Union hat in letzter Woche regelmäßige Erklärungen und Aufforderungen im Täglichen Independent erlassen. In gestriger Nummer bringen diese Weltverbesserer folgenden Satz, welcher für sich selbst spricht: **„Da sind einige unter uns, welche den amerikanischen Sonntag in einen europäischen verwandeln wollen, von welchem wir entflohen sind; man benutzt das Machtwort von persönlicher Freiheit.** — Nun hört.—Es gibt **kein solches Ding als persönliche Freiheit unter Demokratie. Viele Tausende von Amerikanern haben ihr Leben geopfert für diese Sorte Freiheit. Andere Millionen sind noch Willens, dies zu tun, wenn nötig."**—Kann man sich einen größeren Unsinn vorstellen? Nach den Ansichten dieser Scheinheiligen haben wir also Krieg geführt, um unsere eigene Freiheit zu beschneiden. Alles selbstständige Handeln und Denken soll also von einigen dieser Fanatiker kontrolliert werden. **Nächsten Dienstag heraus mit einem kräftigen „Nein!"**

Beruft Euch bei Einkäufen auf diese Zeitung.

Leonard Wood an den Farmer

Präsidentschafts - Kandidat äußert seine Ansichten über die Bedürfnisse des Landwirtes.

Werter Herr Woodworth!

Ich gebe Ihnen gerne meine Ansichten über den Farmer und seine Aufgaben, denn ich erkenne, daß der Niedergang der Landwirtschaft eine der größten Gefahren unserer Zivilisation ist.

Wir müssen Brot haben. Die Landwirtschaft Amerika's befindet sich im Niedergang. Zuviele wenden sich den Städten zu. Das Nachlassen der landwirtschaftlichen Produktion im Vergleich zur Bevölkerung, die auf der Farm wohnt und arbeitet und von der Fruchtbarkeit unseres Bodens lebt, darf nicht länger anhalten. Es ist eine Existenzfrage, daß wir weiterhin eine sich selbsterhaltende Nation bleiben. Falls wir aufhören, unseren eigenen Bedarf zu erzeugen und schließlich genötigt sind, Nahrungsmittel einzuführen, würden wir uns sofort der Notwendigkeit einer Aenderung unseres Heer- und Flottenprogramms und einer stärkeren Betonung unserer Rüstungs-Politik gegenübersehen.

Die Farmer haben dadurch, daß sie unter allen erdenkbaren Schwierigkeiten die zur Gewinnung des Krieges und zur Unterstützung unserer Alliierten notwendigen Nahrungsmittel erzeugten, glänzende Dienste geleistet. Sie sandten ihre Söhne in den Krieg und erhöhten durch vermehrte Anstrengungen, trotz der Arbeiter-Knappheit, die Nahrungsmittel - Produktion des Landes in gewaltiger Weise. Hätten sie dies nicht getan, so würde es für uns unmöglich gewesen sein, die Rolle, die wir im Kriege spielten, einzunehmen. Die Farmer sind der Ansicht, daß ihre Dienste nicht gebührend anerkannt wurden.

Die Farmer stellen ein volles Drittel unserer Bevölkerung dar und die Wohlfahrt des Landes ist mit der ihrigen eng verknüpft. Indessen sind die Vorteile unserer modernen Zivilisation den abliegenden Land-Distrikten nicht in dem Maße zuteil geworden, wie sie zu beanspruchen ein Recht hatten.

Die Erziehung und der Unterricht für Farmkinder sollte Allen offen stehen und es sollten besondere Anstrengungen gemacht werden, um Kinder für das Farmleben zu erziehen. Falls wir unser Erziehungs-System auf der Leistungshöhe unserer Fortschritte halten wollen, müssen wir sehen, daß den Farmkindern die gleiche Gelegenheit beruflicher Erziehung gewährt wird, wie anderen Berufen im politischen Leben und der Geschäftswelt. Wir müssen darauf sehen, daß die Landschulen ebensogut geführt werden, wie die Stadtschulen und daß reichlich Wege und andere Transport-Gelegenheiten vorhanden sind. Wir wünschen, daß ihre Umgebung so anziehend wie möglich ist.

Ich weiß, daß Sie mit mir der Ansicht sind, daß jedem gesunden und normalen Mann und jeder Frau eine Gelegenheit gegeben werden soll, ihren Lebensunterhalt zu verdienen und auch das zu erhalten, was sie verdienen, nämlich eine Gelegenheit für ein anständiges, nützliches und begehrenswertes Leben das ihnen ermöglicht zu heiraten, eine Familie zu unterhalten und den Kindern eine gute Gelegenheit für ihre Zukunft zu geben.

Diese Dinge sind ebenso für den Farmer wie für jeden anderen Bürger zutreffend und die Erfüllung dieser Dinge muß praktisch durchgeführt werden.

Die Farmer haben ein Recht, von jeder nationalen Administration ein Landwirtschafts-Department zu erwarten, das in vollem Maße und in verständiger Weise mit ihnen zusammenarbeitet und auch mit den großen Farmer-Verbänden von ganz Amerika. Sie verdienen es, daß ihnen die Ergebnisse eines gründlichen und intelligenten Studiums der Kosten der Farm-Erzeugnisse im Inlande und im Auslande mitgeteilt werden, und auch daß ihnen die Tatsachen unzensiert unterbreitet werden.

Ich vertrete direkte Beziehungen zwischen Produzenten und Nahrungsmittel-Konsumenten in weit größerem Maße, als dies bisher der Fall war. Sie müssen näher aneinandergebracht und von der Notwendigkeit engeren Zusammenschlusses und Zusammenarbeitens überzeugt werden. Heutzutage geht noch immer ein viel zu kleiner Prozentsatz des Dollars der Konsumenten in die Taschen des Farmers. Wenn der Farmer Milch für sechs Cents verkauft und dann ausfindet, daß dieselbe wenige Stunden später im Kleinhandel für 15 Cents verkauft wird, so erkennt er, daß es nicht den ihm gebührenden Anteil erhält. Obgleich die Aufspeicherung von Nahrungsmitteln für die Ernährung unseres Volkes absolut notwendig ist, da Getreide und andere Erzeugnisse nicht während des ganzen Jahres geerntet werden können, sollte die Anhäufung von Nahrungsmitteln strengstens bestraft und mit größter Schärfe unterdrückt werden.

Sichere Vorkehrungen sollten getroffen werden, um den Farmern die Gewährung angemessener Kredite zu sichern, damit die landwirtschaftlichen Interessen unseres Landes gefördert werden. Auch sollten Schritte unternommen werden, um die Produktion der notwendigen Düngmittel zu erhöhen, damit der Farmer sich nie ohne einen hinreichenden Vorrat findet. Besonders sollten Maßnahmen getroffen werden, um die Erhöhung der Produktion von Nitraten zu erzielen.

Ich bin der Ansicht, daß die Behandlung, welche den co-operativen Verbänden der Farmer zuteil wird die gleiche sein soll, wie sie anderen Organisationen unter gleichen Umständen gewährt wird.

Ich bin für die allmähliche Abschaffung des Farmpachtwesens. Wir wollen den überlieferten Typ des Farmers beibehalten, der Mann, der seinen Grund und Boden mit seinen Söhnen und einigen Arbeitern bebaut. Wir wünschen nicht zu sehen, daß unsere Farmen zum großen Teil in die Hände großer Landbesitzer fallen. Alles Dies kann in großem Maße erreicht werden, wenn wir die Lebensverhältnisse verbessern, sowie die Verkehrsbedingungen, und die Erziehung- und Unterrichts-Gelegenheiten in den Landgegenden.

Der Mann, dem der Grund und Boden gehört, den er mit seinem Schweiße bearbeitet, ist der Mann, der sich für eine gute Regierung einsetzt, für weise Mäßigung für die Aufrechterhaltung der Eigentumsrechte und des Gesetzes und der Ordnung, mit einem Wort für jene Grundsätze, welche der Nation Festigkeit und Leben verleihen. Die rote Flagge weht nie über dem Hause eines Farmers.

Ich bin ebenfalls für eine weitere Ausdehnung des gegenwärtigen Farmbüro-Systems, das, im Zusammenwirken mit zahlreichen staatlichen Landwirtschafts-Departments und Orts-Komitees, wohl geeignet erscheint, die zahlreichen wirtschaftlichen Aufgaben zu lösen, die dem Farmer erwachsen, Aufgaben, die sich immer ändern, Aufgaben der Produktion und der Verteilung. All' diese Arbeit sollte unter dem erfahrenen Rat und der Leitung und Hilfe der Regierung geleistet werden.

Ich bin kein berufsmäßiger Farmer, aber ich habe Gelegenheit gehabt, die Landwirtschaft einer Nation zu reorganisieren und wieder herzustellen. Der Reichtum Cuba's strömt fast ausschließlich aus der Bodenkultur, Zucker, Tabak, Kakao, Kokosnüsse und andere tropische Erzeugnisse. Als wir das Land von den Spaniern übernahmen, war die Landwirtschaft größtenteils zum Stillstand gekommen. Die Plantagen waren zerstört und die Eisenbahnen außer Betrieb gesetzt. Es erwies sich als notwendig, die Bevölkerung auf das Land zurückzuführen und das so schnell wie möglich. Mit diesem Endziel im Auge, lieferte ich den Farmern Nahrungsmittel und einfache Werkzeuge und half ihnen bei der Beschaffung von Zug- und Zuchtvieh. Sie wurden auf die Plantagen gebracht und mit Nahrungsmitteln versehen, bis sie ihre erste Ernte heimholen konnten. Wenn sie fleißig und sparsam waren, wurden ihnen von Zeit zu Zeit weitere Nahrungsmittel und Vorräte geliefert, bis sie imstande waren, für sich selbst zu sorgen. Große Anstrengungen wurden gemacht, um die Landstraßen wieder wegfähig zu machen und die Verbindungen wieder herzustellen. Vieh wurde importiert und zu leichten Bedingungen an die Farmer verkauft. Wenn kein Bargeld vorhanden war, wurde der Verkauf durch eine Anleihe auf den Grund und Boden zu sehr niedrigen Zinsen möglich gemacht. Tausenden und Abertausenden wurde auf diese Weise geholfen. Wir erhöhten die Zucker-Ernte von einem Geringen über 200,000 Tonnen in drei Jahren um das Sechsfache, nämlich auf 1,200,000 Tonnen, und wir brachten dies durch solche Mittel, wie ich sie eben beschrieb, zustande. Was aber für den Zucker galt, war auch für Tabak und andere Erzeugnisse maßgebend.

Die Land-Distrikte erhielten die besten Schulen, die wir ihnen geben konnten. Den Leuten wurde jede Ermutigung zuteil, um das Land zu bestellen, aus dem der Reichtum dieser Insel fließt.

Wir müssen in unserem Lande das Gleiche tun.

Eine der großen Aufgaben, vor die wir uns heute gestellt sehen, ist nicht nur die landwirtschaftliche Bevölkerung auf ihrer jetzigen Ziffer zu erhalten, sondern sie zu vermehren. Wir sind heute zum größten Teile eine Nation, die sich selbst erhält, infolge unserer Landwirtschaft, der Quelle als ursprünglichen Reichtums. In dem Augenblick, in dem die Erzeugnisse der Farmer im Lande unter unsere Bedürfnisse fallen, werden sich neue und schwere Aufgaben erheben.

Wir müssen dann für eine solche Beherrschung der Meere Sorge tragen, daß wir nie von den überseeischen Vorräten abgeschnitten werden können. Unsere Beziehungen zur Außenwelt müssen dann dadurch, daß wir uns nicht mehr selbst ernähren können, den veränderten Verhältnissen angepaßt werden. Um fortschreitendes Interesse an der Landwirtschaft aufrecht zu erhalten, müssen wir die bestehenden Verhältnisse beachten und verständige Schritte unternehmen, um diesen gerecht zu werden.

Ihr ergebener,

(Gez.) Leonard Wood,

Fred L Woodworth,

Staats-Nahrungsmittel u. Drogen-Kommissär, Lansing, Michigan.

Pinchot sagt Ihnen die Wahrheit.

Theodore Roosevelt's Freunde geben den Verleumdern Wood's geharnischte Antworten. „Wenn das amerikanische Volk einen Mann im Weißen Hause wünscht, der Militarismus kennt und haßt, der von jedem militaristischen Soldaten in Amerika gehaßt wird und schwer unter ihrer Eifersucht und ihrer Gegnerschaft gelitten hat, der von den Soldaten, die er ausbildete, geliebt wurde, weil er menschlich war und der von der militaristischen Klasse aus demselben Grunde gehaßt wurde, dann laßt sie Leonard Wood wählen."—Gifford Pinchot, Chef des Förster-Dienstes unter Theodore Roosevelt.